

GREGOR GEBHARDT



Mein *stinknormales*,
legendäres Leben

Glockenbach
Verlag

Gregor Gebhardt
Mein stinknormales, legendäres Leben



Gregor Gebhardt:
Mein stinknormales, legendäres Leben
1. Auflage 2024

© 2024 Glockenbach Verlag –
A Division of Prospero GmbH
www.glockenbach-verlag.de
ISBN 978-3-98942-875-1
Alle Rechte vorbehalten

Co-Autorin: Carla Luthardt
Idee: Christian Schommers
Gestaltung & Satz: Victoria Barnden
Lektorat: Merle Gith & Ute Harr
Korrektorat: Ilona Buth
Fotografien: privat
Druck: FINIDR, s.r.o., Český Těšín, CZ

GREGOR GEBHARDT

Mein *stinknormales*, **legendäres** Leben

Co-Autorin: Carla Luthardt

Nach einer Idee von Christian Schommers

Glockenbach
Verlag

When I say goodbye
it is never for long.
'Cause I know our
love still lives on.
It will be again
exactly like it was.
'Cause I believe in
the power of love ...

Luther Vandross



Vorwort

Bond. James Bond. Der Typ war immer mein Vorbild. So wollt ich leben. Naja, ohne die viele Rennerei und das Geballer. Aber schicke Karren. Hübsche Frauen. Geile Orte. Geld ohne Bedeutung. Niemals Langeweile. Oben schwimmen. Schneller. Stärker. Cooler. Immer gewinnen und niemals sterben. In die Fresse kriegen, aber immer wieder aufstehen und dabei natürlich gut aussehen. Daraus lernen und darüber lachen. Aber niemals aufgeben. Niemals zur Ruhe kommen, weil es immer weitergeht. Das Rad des Lebens dreht sich und ich wollte mich nicht schieben und schleppen oder überrollen lassen. Ich wollt selber laufen. Meine Richtung. Mein Tempo. Mein Leben. Bevor es – Bang! – vorbei ist. Wieso vergessen das immer so viele? Meine Freunde hängen fest und jammern und ändern nichts an den immer gleichen grauen Tagen, die sie irgendwann umbringen. Nicht Lungenkrebs, Schlaganfall, Selbstmord, nicht Drogen, nicht Gehirntumor, nicht Autounfall, nicht Pech gehabt. Daran sterben wir nicht. Wir sterben verdammt nochmal daran, dass wir nicht leben!

Reiche Leute planen
für drei Generationen.
Arme Leute planen
für samstag Nacht.

Warren Buffet

Eins mit Elf

Mit elf Jahren kam ich zur Welt. Nein, nicht am 10. August 1971 im Martin-Luther- Krankenhaus in Berlin um punkt 14 Uhr, nachdem meine Mutter ohne mich zu fragen entschieden hatte, dass es einfach zu heiß gewesen sei zu zweit und ich schließlich genug Reifezeit gehabt hätte, so dass ich unter ihrem Kommando kurzerhand rausgeschmissen wurde. Übrigens: Seither gehe ich gerne, wenn ich fertig bin. Nicht früher und sicher nicht später. Also nein, das war nicht meine Geburtsstunde. Ich, Gregor Gebhardt, existiere laut meiner Erinnerung seit meiner elften Geburtstagsparty im Hotel Diplomat Florida- Hollywood, als ich ein Schweizer Taschenmesser bekam. Es war mittags am Strand. Horst, ein Freund meiner Mutter, dessen Rottweiler mich kurz vorher in den Oberschenkel gebissen hatte,

gab mir, ohne zu verstehen, dass er mir damit mein Leben schenkte, eine kleine schwarze Schachtel. An der Bar im Hintergrund lachten die Freunde meiner Familie. Eiskwürfel klirrten in alkoholschweren Cocktails. Die Sonne brannte auf meinem Rücken. Laut tosend brachen die Wellen. Ich versuchte, mit meinen kleinen weichen Fingern das Geheimnis der silberglänzenden Klingen zu lüften, ohne mich zu schneiden. Es war ein gefährliches Spiel, aber die Schönheit und die Macht dieser kleinen Waffe, die mich aufforderte, meine Angst zu überwinden und versprach, mir Stärke zu verleihen, betäubte mich. Plötzlich fiel das offene Messer in den Sand. Körnchen knirschten und zerkratzten die glänzende Klinge. Die Sonne blendete, das Meer rollte riesig den Strand auf und ab. Und dann plötzlich hatte ich es geschafft, ganz alleine. Ich hielt eine große und eine kleine Klinge, eine Lupe, eine Schere, einen Zahnstocher und eine Feile in meinen schwitzigen Kinderhänden und dabei lachte mich mein Leben funkelnd an und sagte: „Komm, Gregor, wir gehen auf eine spannende Reise.“ Ich antwortete benommen: „Ja.“ Dann und dort bin ich zur Welt gekommen – oder die Welt zu mir.

Den kleinen, fünfjährigen Jungen in der piekfeinen roten Kordhose auf dem zerknitterten Foto, das meine Mutter nicht bei ihren spontanen Umzügen mit dem

Rest meines bisherigen Lebens im Müllsack vernichtet hatte, den kenn ich nicht. Der Junge auf dem Foto steht leblos da – für sein Alter zu groß, blonde, sanfte Locken, blaue, ahnungslose Augen, wilde Sommersprossen, schaut er nichtssagend in die Kamera. Neben ihm lächelt ein größerer Junge. Das ist Christopher, mein Bruder. Ja, das kann ich bestätigen.

„Aber wer ist das?“, frag ich.

„Hallo? Das bist du!“, sagen die anderen und schauen mich ratlos an, als wäre ich wirklich der größte Depp auf Erden und als überlegten sie gerade, wie ich es mit so wenig Gehirn so weit gebracht hätte. Manchmal muss mir jemand meine Vergangenheit erzählen. Das ist dann meistens Christopher. Aber egal, was die anderen sagen, ich kann nichts davon in mir wiederfinden. Alles, was vorher war, vor dem kühlen, geschmeidigen, roten Taschenmesser mit dem weißen, kantig eingravierten Kreuz in meiner Hand, das bin ich nicht. Oder besser: Das will ich nicht sein. Das war nur der schlechte Vorspann vor meinem guten Film. So, let the good times roll! Film ab!

„Wie war’s in der Schule?“ Es ist ein stinknormaler Dienstag. Neben mir sitzt Victor, einer meiner ach so netten Grundschul-Klassenkameraden. Er stopft sich eine riesige selbstgemachte Frikadelle mit Ketchup in

den Mund und antwortet nichts Verständliches. Seine Mutter und seine Geschwister erwarten auch nichts Hörenswertes. Jeden Tag das Gleiche. Der Einzige, der gespannt zuhört, bin ich. Aber das lass ich mir nicht anmerken. Ich beobachte Victor und sein stinknormales Familienleben ganz genau. Ich klaue mir sogar etwas davon. Schließlich hat er es im Überfluss, es geht ihm eh auf die Nerven, er findet es total uncool. Aber ich habe so etwas nicht. Noch nie hat mich jemand gefragt, wie es in der Schule war.

Ich habe die coolsten Sneakers aus Amerika: Lacoste, Benetton, Closed. Und wenn ich mehr davon will, dann kommt Herrn Schibilski, Papas Assistent, mit 1000 Mark von meinem großzügigen Vater und geht mit mir und meinem Bruder in den Seitenstraßen vom Ku'damm in die angesagten Läden. Mein Vater fährt Rolls Royce, meine Mutter trägt Chanel. Es sieht alles ziemlich perfekt aus bei uns. Dass ich einsam bin, das kann man nicht sehen.

Ich habe einen Schlüssel und einen leeren Kühlschrank, Geld für Pommes, ein blaues BMX-Rad und einen Bruder, der mich nicht bemerkt, weil ich vier Jahre zu klein dafür bin. Nicht einmal groß genug, um ihn bemerkenswert zu nerven. Ich habe einen Vater, der mir alle vierzehn Tage eine andere Frau vorstellt, bis er sich wegen der Nachbarstochter Tine mit ballongroßen

Brüsten von meiner Mutter trennt, aber danach trotzdem komischerweise immer wieder zu meiner Mutter kommt. Irgendwie gehören meine Eltern zusammen. Aber wie? Das weiß keiner, nicht einmal sie selbst.

Mein Vater liebt nichts so sehr wie sein Geld. Geld haben, Geld verdienen, Geld ausgeben, Geld zeigen, Geld schenken. Er ist ‚liebervoll‘ großzügig damit. Ich habe eine Mutter, die in einer Modeboutique arbeitet, damit sie das Gefühl hat, etwas aus ihrem Leben zu machen. Wir Jungs waren einmal Teil einer Vorstellung, die sie von sich und ihrem Leben hatte, aber da war sie noch sehr jung. Und jetzt sind wir halt blöderweise immer noch da – wie jeweils ein schwerer Klotz an ihren zwei langen Beinen. Wir verstehen das gut und versuchen wirklich nicht zu stören bei ihrem jetzigen Lebensentwurf. Es geht um Selbstfindung – etwas sehr Wichtiges, das wir nicht kennen, aber spüren. Dabei schläft ein Baby, das nachts schreit, auf dem Balkon, und ein Kleinkind, das nachts alleine zuhause Angst hat, im Auto vor der Disco. Kinder stören nicht beim Rauchen oder Kiffen oder beim Frühstück mit einem One-Night-Stand. Die 68er hatte meine Mutter aus der Ferne begehrt wie ein Leben hinter einem Schaufenster. Sie stand draußen vor der Scheibe, war schwanger oder hielt in jeder Hand ein kleines Kind. Damals hieß das

für sie: kein Alkohol, kein Vögeln, kein Dagegensein. Im Gegensatz zu ihren Freundinnen hatte meine Mutter ihre Rolle als betuchte Ehefrau zu spielen, bis mein Vater sich auf seiner Überholspur kurzerhand verabschiedete und das Theaterstück über unsere glückliche Familie eingestellt wurde. Meiner Mutter blieben die Kinder und das Geld. Nur jetzt, 1982, verdammt, wer sollte sie jetzt als alleinerziehende, betrogene und verlassene Mutter mit Geld aber ohne Job bloß sein? Worum sollte es jetzt gehen? Bestimmt nicht um die Jungs. Soviel war klar. Das würde sie nur aufhalten und ablenken. Worum es jetzt gehen sollte, darüber würde sie für den Rest ihres Lebens in vollgequalmten Küchen und Schlafzimmern philosophieren.

„Mamaaaaaa!“

Einmal musste ich sie kurz dabei stören. Anja, die vollbusige Tochter der dicken Freundin meiner Mutter, wollte mir einen Kuss geben. Ich sprang übers Sofa, knallte mit dem Kopf auf die Tischkante und rannte blutüberströmt in die Küche. Meine Mutter guckte mich unbekümmert an, reichte mir mit einer schmalen, weißen Eve im Mundwinkel ein paar zerknüllte Blätter aus der Vogue, die vor ihr auf dem Küchentisch lag, und schnaufte: „Drück das fest da drauf“ und beendete den von mir unterbrochenen Satz untermalt von einer

dicken, genervten Nikotinwolke. Die Narbe unter meinem linken Auge erinnert mich seither daran, dass ich gut auf mich aufpassen muss, weil es sonst keiner tut. In den vier kommenden Jahrzehnten habe ich mich nie wieder verletzt.

Wenn ich meinen scheiß Haustürschlüssel mal wieder vergessen hatte, dann musste ich bis abends vor der Tür warten. Hausaufgaben machte ich nicht, weil es eh keinen interessierte. Selbst wenn ich gar nicht zur Schule ging, merkte es keiner. Das habe ich einmal zwei Wochen lang ausprobiert. Dann war's mir zu langweilig. Meine Mutter weiß nicht mal, wie mein Klassenlehrer heißt. Ist auch besser so, weil Herr Kugler sicher nichts Gutes über mich sagen könnte, denn ich kann nicht wirklich schreiben und lesen und nur sehr mühsam rechnen. Ich hasse es, dass er mich ständig volllabert mit Zeug, das wirklich keinen Menschen interessiert. Er ist ein sauschlauer, stockschwuler Loser. Was ist das überhaupt für ein Beruf? Kinder zum Lernen zu zwingen. Warum können wir nicht lernen, wofür wir brennen und auf was wir Bock haben? Dass ich im Gegensatz zu ihm kein Loser bin, zeige ich jedem in der Schule, der es immer noch nicht verstanden hat. Wenn mich einer blöd anmacht, dann kriegt er blitzschnell die paar Worte in seinen Gehörgang geschossen, die ultimativ

tief sitzen, so dass der Penner nie wieder was zu mir sagt. Oder ich steck ihn einfach in den Mülleimer. Ich bin immer der Größte und der Älteste in der Klasse, weil ich in meinem Kopf zu oft anderweitig beschäftigt bin, um meine Schullaufbahn mit Gleichaltrigen zu bestreiten. Aber mit dem, was nur weh und dem, was richtig guttut, kenne ich mich aus. Ich sehe andere Menschen und spüre sie als würde sich ihre Matrix kurz auf meine legen. Wie ein durchsichtiges Hologramm stehen sie vor mir, wenn ich meinen Laserblick auf sie richte. Ihre schwachen Stellen leuchten orange, die starken blau. Ich durchschaue sie komplett und weiß sofort, was sie von mir wollen und was ich von ihnen gebrauchen kann oder wovor ich mich schützen werde. Das ist meine geheime Welt, in der ich Menschen einordne, wie ich sie brauche, um meinen Weg zu gehen. Jeder wird gescannt, kategorisiert, positioniert und gesteuert. Damit beschäftige ich mich viel. Nur strategisch, niemals emotional. Es ist wie ein lebensgroßes, wahr gewordenes Computerspiel, das sich gar nicht spielerisch anfühlt, weil es dabei um alles geht: um mein Überleben nämlich.

Dann steckt man mich in eine Beobachtungsklasse für lernschwache und verhaltensauffällige Kinder, aber da beobachtet mich niemand. Im Gegenteil: Es ist

allen alles scheißegal. Wir sollen nur irgendwie durchgeschleust werden, bis das Thema Schule für Problemkinder altersgemäß abgehakt werden kann. Ich bin Legastheniker. Das hält meine Lehrer allerdings nicht davon ab, nein, es regt sie dazu an, mich oft vor die Tafel zu stellen, um der ganzen Klasse vorzulesen oder vorzusingen. Die Buchstaben starren mich kreideweiß an. Der braune Schwamm hinter mir auf der Tafelablage stinkt so vergammelt wie die Seele meiner leeren Lehrer. Ich verachte sie zutiefst dafür, dass sie mir das immer wieder antun.

Aber keiner meiner Mitschüler traut sich zu lachen – dafür habe ich längst gesorgt. Ich bin ja nicht doof. Ich kann nur nicht lesen und schreiben. Dass ich da vorne vor der Tafel auf der Bühne der Demütigung schrecklich Angst habe, sieht auch keiner. Das wird man nie mehr sehen, denn ich habe mir mittlerweile eine sehr starke und unfassbar coole, eine verdammt lustige und unglaublich gutaussehende Schale angelegt, die ich täglich in Stand setze. Auf die Schale kommt es schließlich an. Das dahinter, meine Seele, ist nur was für Weicheier.

„Danke Gregor, setz dich“, sagt der leere Lehrer triumphierend, als hätte er diesen Etappensieg noch gebraucht, der Loser. Wieso ich dabei lächle und Sarah auf dem Weg zu meinem Platz zuzwinkere, ist nicht verständlich. Aber egal, es funktioniert. Ich bin hier der

Champ und Sarah wird mich sicher nachher wieder fragen, was ich morgen auf mein Pausenbrot möchte, das sie mir täglich schmiert. Die Schule nervt eigentlich immer. Zuhause ist es kalt und leer. Überall sind Sachen, die keinen Platz haben in einer Wohnung, die keiner will. Jeden Tag das gleiche: schlafen, Schule, essen, glotzen, schlafen, Schule, essen. Also geh ich wieder mit zu Florian oder Patrick oder Andreas oder wie die alle heißen. Sie zeigen mir, wonach ich mich mehr als alles andere sehne: eine intakte Familie oder zumindest eine Familie. Ich suche bei den Groenwolds, Eisenbergs oder den Rubinsteins dieser Welt, im Kino bei meinen Helden auf der Leinwand, bei meiner BMX-Gang oder im Basketball-Team.

Mit vierzehn entscheide ich mich dann, dass die großen Kerle, die schweißgebadet um den harten Gummiball kämpfen, meine Familie werden. Meine glorreichen Teenagerjahre verbringe ich in quietschenden, stinkenden Turnhallen oder auf betonierten Außenplätzen irgendwo in Berlin und konzentriere mich ausschließlich darauf, dass der orangene Gummiball an dem klebrigen Stahlring abprallt und sich dabei im Netz verfängt. Yes! Es gibt kein geileres Gefühl, als diesen Triumph in immer einzigartigen Varianten tief in meinen Eingeweiden zu spüren. Ich liebe Basketball!

Der BSV, der Berliner Sport Verein, wird für fünf Jahre mein Zuhause. Was ich in der Schule oder Zuhause nicht lernen wollte, erschließt sich mir dort in Sekunden: Ich muss verdammt noch mal pünktlich und mit Leib und Seele bei der Sache sein, Verantwortung für mich und das Team übernehmen und mir für meine Jungs den Arsch aufreißen. Ich lerne Fokus und Teamplay. Plötzlich macht alles doch Sinn, was die Erwachsenen so sagen und sogar was in der Schule von mir verlangt wird.

Mit der Schule und auch mit meiner leeren Kindheit habe ich allerdings schon abgeschlossen, das Konzept Familie verabschiedet. Meine Eltern und meinen Bruder sehe ich nur noch zufällig oder zu besonderen Anlässen, aber das stört mich irgendwie gar nicht mehr. Die Stars der NBA gesellen sich zu den Leinwandhelden der Wand über meinem Bett und meine Welt scheint, dank Basketball, auf einmal vollkommen in Ordnung zu sein. In der Regel ist ja für Jungs der Vater der erste Held und reitet mit schimmernder Rüstung durch das Jungenleben. Er kann einfach alles, ist unbesiegbar, stärker, begabter und reicher als alle anderen Väter.

Ich nehme mir einfach meinen Basketballtrainer als Ersatzvater und Kareem Abdul-Jabbar, der über meinem Bett hängt, begleitet mich in meine Träume. So einfach ist das. Menschen sind austauschbar. Ich bin Lakers-

Fan und verfolge die Ligaspiele mit meinem Decoder auf den American Forces Networks Übertragungen. In den unvergesslichen Momenten vor der Glotze verlier ich mich in der Vorstellung, wie es sich anfühlt, in den richtigen Sneakers zu stehen und abzuheben wie eine Rakete in ein anderes Universum. In Adidas Top Ten Low & Hi, mit den richtigen Nike-Socken kann ich echt fliegen! Ich hebe ab! Sneakers werden meine Sucht. Meine ersten coolen Sachen bekomme ich im Berliner PX-Store oder von einem Vielflieger-Freund meiner Eltern aus Amerika.

Heute, 40 Jahre später, laufe ich immer noch in ständig neuen, geilen, limitierten Sneakers rum, sodass ich theoretisch jederzeit Basketball spielen könnte. Ich schäme mich nicht, hiermit öffentlich zuzugeben, dass ich ein Zimmer voller Sneakers besitze, das teils als Archiv, teils als Schuhschrank zu verstehen ist. Sneakers sind nun mal das Herzstück meiner Selbstdarstellung: schnell sein, bunt sein, frei sein, einmalig sein, Globe-trotter mit einem einzigartigen lokalen Fußabdruck sein. Wer mich irgendwo auf der Erde sucht, der muss nur die Spuren meiner Sneakers lesen. Ich bin ein Homo Sneakerens.

Mit fünfzehn ging's dann plötzlich doch los und rasant schnell. Da lagen meine Sneakers plötzlich zum

ersten Mal unordentlich neben meinen zerknüllten Jeans und einem kleinen Baumwoll-Spitzen-BH. 1986 auf einer Fähre nach Schweden zum Basketballspiel gab ich Tine meinen ersten Kuss. Sie schmeckte nach Wrigleys Big Red mit Zimtgeschmack und Zahnsponge. Ich wusste nicht, wie ich sie dabei anschauen musste, ohne zu schielen, aber irgendwas musste ihr daran gefallen haben, denn von da an waren wir unzertrennlich. Wir schwänzten regelmäßig die Schule und frühstückten wie Erwachsene im Café Möhring. Zwischen Toast und Kakao, Eiern und Nutella küssten wir uns immer mehr und länger. Es ist ein Wunder, dass wir nicht rausgeschmissen und in die Schule geschickt wurden. Bei WOM um die Ecke kaufte ich ihr *To Be Continued*, eine erstklassige R&B-Scheibe von den Temptations. Das war mein erstes Geschenk für ein Mädchen und ich habe in diesem Moment schlagartig verstanden, dass Geschenke für Mädchen einen großen Unterschied machten. Als ich Tines strahlendes Lächeln sah und ihren Dankeskuss spürte, gravierte es sich in mein Bewusstsein ein: Geschenke für Mädchen sind wichtig! Fritz Brause, die Manhattans und Sheena Easton (*For Your Eyes Only*) waren die Soundtracks unserer unschuldigen Liebe. *Lady Soul*, *Message To The World*, *You're The One*. Ungefähr ein Jahr ging das gut mit Musik, Kaugummi, Knutschen und Tine.

Dann kam Valeska. Ich war 16. Sie war vier Jahre älter. Valeska holte mich eines Abends mit dem Auto ab und ich sollte bei ihr übernachten. Obwohl ich abartig schüchtern war, passierte es in dieser Nacht auf dem Hochbett in der Wohnung ihrer Mutter. Kurz bevor ich irgendwie verändert einschlief, dachte ich: „Aha, darüber redet also die ganze Welt? Komisch!“

1989 ging meine Schulzeit Gott sei Dank zu Ende und die Mauer fiel. Ein Doppler in Sachen Freiheit. Als ich morgens in mein Auto stieg und über den Ku'damm in Richtung Schule fuhr, standen fünf Trabbis vor Franky's Currystation am Hallensee. Da war mir sofort klar: Die Mauer ist offen! Kurz darauf war meine grandiose Schulkarriere beendet und mein Lebensweg offen. Die Herren und Damen Lehrer wollten sich wohl kein weiteres Jahr mit mir herumschlagen und gaben mir wohl deshalb meinen Realschulabschluss, obwohl ich als ehemaliger Lernschwacher kaum schreiben und rechnen konnte.

Als ständiger Klassensprecher und seit zwei Jahren amtierender Schulsprecher stand ich an meinem letzten Schultag zusammen mit 400 Leuten in der Aula, kurz nachdem ich eine unterhaltsame Abschiedsrede gehalten hatte, als der Direktor in seiner feierlichen Ansprache plötzlich auf mich zu sprechen kam: „Einen Schüler werden wir hier besonders vermissen.“ Ich fühl-

te mich sofort angesprochen und demzufolge waren natürlich alle Blicke auf mich gerichtet. „Als er in seiner mündlichen Prüfung vier berühmte Physiker aufzählen sollte, kam ihm nur einer in den Sinn: Pontius Pilatus.“ Der Saal bog sich vor Lachen. Seit ein paar Jahren kann ich mitlachen. Bis heute erinnere ich mich bei dem Thema Schule in erster Linie an die teuflische Freude, mit der die Lehrerschaft mich gedemütigt hat. Schwarze Pädagogik nennt man das. Um ehrlich zu sein, habe ich allerdings von den Fiesesten am meisten gelernt. Deshalb möchte ich mich hiermit bei Ihnen in aller Öffentlichkeit bedanken: Herr Kugler und Co, danke, dass Sie mich für's Leben geschult haben. Sie waren vielleicht die ersten, aber sicher nicht die letzten Arschlöcher, mit denen ich zu tun hatte. Ohne Sie hätte ich es nicht geschafft.